In freier Stunde

Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“

Nr. 129. Posen, den 25. November 1927. Nr. 129

Ludwig van Beethoven

Der Roman des größten Musikers.

Von Moritz Band.

48. Fortsetzung.

In jener Zeit verkehrte Beethoven viel in dem musikliebenden Hause Streicher in der Ungargasse, das einen in ganz Wien hochgeschätzten Musiksalon besaß. Die Frau des Hauses war eine feinsinnige und hochbegabte Musikfreundin, die den Meister an ihr Heim zu fesseln wußte, und Beethoven war darum fleißiger Gast bei der Familie Streicher. Da er mit Karl daheim nichts anzufangen wußte, nahm er ihn häufig mit, um ihn nicht der Obhut seines Dieners überlassen zu müssen. Eines Abends schlief Karl auf dem Schoße seines Oheims ein, während Frau Streicher ein Tonstück Beethovens vortrug. Schon bei dem ersten Akkord erwachte der Junge und blickte freundlich lächelnd um sich.

Herr Streicher fragte ihn belustigt, wie man denn bei Musikvorträgen schlafen könne.

„Ich war so müde und auf Onkel Ludwigs Schoß liegt es sich so gut,“ war Karls Antwort.

„Und warum bist du denn so jäh erwacht, Kleiner?“

„Weil ich eben Musik hörte!“

„Weißt du auch, von wem diese Musik ist?“ war Streichers weitere Frage.

„Die kann nur vom Onkel Ludwig sein!“ sagte Karl stolz.

Beethoven war von diesen Worten Karls ganz gerührt, und so viel Sorgen und Qualen dieser ihm seit jeher verursachte, in solchen Augenblicken konnte er ihn umarmen und küssen, als wenn er sein eigenes Kind wäre . . .

Mehrmals in der Woche besuchte Beethoven seinen Neffen in der Blöchlingerschen Anstalt, mit deren Direktor, einem Schweizer, er sich rasch anfreundete und mit dem er an manchen Abenden stundenlang Schach spielte. Er setzte sich auch oft an das Klavier, das in der guten Stube der Frau Blöchlinger stand, und spielte dort manchesmal stundenlang, daß die gute Frau eine gelinde Verzweiflung erfaßte. Blöchlinger bemühte sich gern, dem berühmten Gast seines Hauses gefällig zu sein und bewies dies bei verschiedenen Anlässen. Karl hatte in der Anstalt einen Lehrer in Latein und Griechisch, einen gewissen Pulai, der bemüht war, sich bei Beethoven einzuschmeicheln. Er versuchte Blöchlinger bei ihm anzuschwärzen und redete ihm zu, Karl nach Hause zu nehmen und ihn selbst als Hofmeister für den Jungen anzustellen. Beethoven aber schätzte Blöchlinger zu sehr, als daß er diesen Einflüsterungen Gehör geschenkt hätte, und sah sich veranlaßt, den Direktor auf die Treulosigkeit Pulais aufmerksam zu machen, den er für einen hinterlistigen und falschen Menschen halte. Blöchlinger kündigte infolgedessen Pulai, der sich dagegen auflehnte und zu Gericht ging, wo der Direktor Beethovens Brief als belastendes Dokument gegen Pulai vorlegte. Der Richter las den allerdings etwas verworren geschriebenen Brief Beethovens und schüttelte bedenklich den Kopf.

„Der Beethoven ist ja ein Narr, das weiß ganz Wien!“ sagte er.

„Es ist aber doch immerhin ein Zeugnis gegen Herrn Pulai,“ erwiderte Blöchlinger.

Die Verhandlung endete ergebnislos und Kläger und Geklagter verließen miteinander das Gerichtsgebäude.

„Ich werde es dem Beethoven schon zeigen,“ sagte Pulai voll Zorn.

„Was wollen oder was können Sie ihm denn schon anhaben,“ höhnte Blöchlinger.

„Er soll mit mir nicht anbinden, sonst zeige ich ihn wegen Gotteslästerung an!“

Blöchlinger wußte, welch böse Folgen eine solche Anzeige für Beethoven haben könne.

„Wann hätte der brave Mann denn so etwas getan?“ sagte er ungläubig.

„Zu mir hat er sich einmal geäußert: „Christus ist nichts anderes, als ein gekreuzigter Jud“!“

Blöchlinger, der dieses böse Wort auch schon einmal aus Beethovens Mund gehört hatte, erschrak und beeilte sich, mit dem bösen Herrn Pulai zu Ende zu kommen. Unterwegs bot er ihm die ganze Summe, die jener gerichtlich gefordert hatte — 300 Gulden Konventionsmünze —, um Beethoven vor möglichen weiteren Unannehmlichkeiten von seiten Pulais zu bewahren.

Diese kleine Episode mag die Tatsache illustrieren, mit welch zweifelhaften Charakteren das große Genie sich im Alltagsleben herumzuschlagen hatte, das in seinen der Muse gewidmeten Stunden sich in überirdischen Höhen der Kunst bewegte . . .

Es gehört zu den tiefsten und unlösbarsten Geheimnissen der Natur und des geistigen Wesens Beethovens, daß in jenen, von kleinlichen Sorgen und häuslichem Kummer erfüllten Jahren, da sein unglückseliger Neffe Karl ihm sein Dasein verdüsterte, der Meister zwei seiner herrlichsten, Gipfelpunkte künstlerischen Könnens bedeutende Werke seinem Genius abgerungen. Im bösen Winter in Wien, im Sommer in Mödling und Baden, wo der taube Meister Erholung und Kräftigung suchte, arbeitete er, den Eingebungen seiner Phantasie und seinem gleich Himmelssphärenklängen tönenden inneren Ohr lauschend, an den beiden überirdisch schönen, Himmel und Erde, Gott und Menschheit umfassenden Werken, seiner unsterblichen Missa solemnis und seiner erhabenen Neunten Sinfonie . . .

Als wollte der Meister alles, was ihm ein Gott gegeben, in zwei grandiosen, über menschliche Begriffe gewaltigen Werken zusammenfassen, widmete er sich damals, von körperlichen Leiden gequält, vom Alltag und seinen Mühsalen zerrissen, seiner himmlischen Mission, die Welt mit den erhabensten Gaben seines Genius zu beschenken, und der Quell göttlicher Melodien sprang aus seinem Haupte wie der Bergquell, der rauhen, felsigen Bergen entspringt. Sein Körper war nur das Gefäß, aus dem nie gehörte beseligende Melodien ertönten, Offenbarungen einer Schöpferkraft, die nicht von dieser Welt schien. Diese Schöpfungen des Titanen strahlen hell durch alle Tage der Menschheit hin und, so

schwer und mühselig sie entstanden, so himmlisch leuchten sie durch die Welt, in alle Herzen, wie der Sonne ewiges Licht . . .

Sein alter Freund, Gönner und Schüler, Erzherzog Rudolf, war zum Erzbischof von Olmütz ernannt worden, und seiner Inthronisationsfeier galt Beethovens Missa solemnis. Selten ist noch ein „Gelegenheitswerk" zu einer derart unsterblichen Schöpfung geworden, wie Beethovens Meisterwerk, in dem Gott selbst zu leben und zu wirken scheint. In Mödling, seinem lieben Sommeraufenthalt, steht heute noch das Haus, in welchem Beethoven seine große Messe Stück um Stück schuf. In den Wäldern der Brühl, an den Ufern des Mödlinger Baches, auf den Hängen jener Berge des Wiener Waldes baute sich in seinem Geiste, in seiner Seele, in seinem Ohr Stein um Stein dieser gigantischen Schöpfung auf, und es ist eines jener Naturwunder, daß ein Mensch, mit allen Miseren des Lebens kämpfend, durch seines Genius Gewalt derart über die Materie siegen konnte und ein solches Werk schuf. Seine Kunst war es allein, die ihn über alle Miseren seines Lebens und Leidens hinweghob, und den irdischen Qualen Beethovens verdankt die Welt seine himmelstürmenden, erhabenen Meisterwerke . . .

Gegen Ende August des Jahres 1819 war es, als Beethovens getreuer Freund Schindler mit dem Wiener Musiker Horzalka gegen vier Uhr nachmittags ihn in seinem Heim in Mödling besuchten. Nachbarsleute sagten ihnen, daß am selben Morgen beide Dienerinnen Beethovens davongegangen seien, nachdem es um Mitternacht in seiner Wohnung einen lauten, das ganze Haus störenden Auftritt gegeben hatte. Beide waren infolge des langen Wartens — Beethoven hatte ohne Unterbrechung bis dahin gearbeitet — eingeschlafen, und das von ihnen bereitete Abendessen war dadurch ungenießbar geworden. In einem der Wohnzimmer hörten sie den Meister hinter der verschlossenen Tür über der Fuge zum Credo singen, heulen und stampfen. Nachdem sie dieser nahezu schauerlich klingenden Szene längere Zeit zugehorcht hatten und sich eben entfernen wollten, öffnete sich plötzlich die Tür, und Beethoven stand vor ihnen. Seine Züge waren verstört und verzerrt, so daß seine Erscheinung ihnen beinahe Angst einflößte. Er sah aus, als wenn er soeben einen Kampf auf Leben und Tod ausgefochten hätte. Seine ersten Worte waren konfus, weil er sich von ihrem Horchen unangenehm berührt fühlte, aber bald kam er auf das Ereignis in seinem Heim zu sprechen und sagte mit sichtlicher Fassung:

„Saubere Wirtschaft das, alles ist davongelaufen, und ich habe seit gestern mittag nichts gegessen!"

Schindler suchte Beethoven zu beruhigen, und während Horzalka in die Restauration des Badehauses eilte, um dort eine Mahlzeit für den Meister vorbereiten zu lassen, half Schindler ihm bei dem Anziehen und begleitete ihn in die Restauration, wo Beethoven ihnen während des Essens sein häusliches Leid klagte.

Aber trotz all dieser kleinlichen Tücken des Schicksals verlor Beethoven nicht seine Lebens- und Schaffensfreude, und es ist mehr als bezeichnend für des Meisters Wesen, daß gerade in jenen Tagen, da er an der erhabenen Missa solemnis schuf, sein Interesse für österreichische — Tanzmusik erwachte und Beethoven seine „Mödlinger Tänze" schrieb. Im Gasthause „Zu den drei Raben" in der Vorderbrühl bei Mödling spielte seit langen Jahren ein Orchester von sieben Mann. Von ihnen hörte Beethoven zum erstenmal wienerische und niederösterreichische Weisen und Tänze. Beethoven war dafür lebhaft interessiert und machte gern die Bekanntschaft der Leute, die ihm so wohl gefielen, daß er ihnen einige Ländler und andere Tänze komponierte. Diese entstanden in der Zeit, da er an der Missa arbeitete, und eines Tages überreichte Beethoven, der wieder einmal mit Schindler zu den „Drei Raben" gekommen war, dem Kapellmeister der Gesellschaft wieder eine neue Tanzkomposition. In heiterster Stimmung erklärte Beethoven, er habe diese Tänze so eingerichtet, daß ein Musiker um den anderen sein Instrument zuweilen niederlegen und ausruhen oder schlafen könne. Nachdem der Kapellmeister voll Freude über das Geschenk des berühmten Komponisten sich entfernt hatte, frug Beethoven seinen Freund, ob er nicht schon bemerkt habe, wie die Dorfmusikanten oft schlafend spielen, zuweilen das Instrument sinken lassen und ganz schweigen, plötzlich erwachen, einige herzhafte Stöße oder Striche aufs Geratewohl, doch meist in der rechten Tonart tun, um sogleich wieder in Schlaf zu fallen.

„In der Pastoralsinfonie," schloß Beethoven lachend, „habe ich es versucht, diese armen Leute zu kopieren! . ."

Die nächsten Sommer lebte Beethoven in Baden, dessen herrliche Umgebung ihm seit jeher am besten gefiel und hier entstanden die wertvollsten Partien seiner Neunten Sinfonie, welche Arbeit er aber oft zu anderen Zwecken unterbrach. So erbat sich Direktor Hänsler zur Eröffnung seines neuen Theaters in der Josefstadt von Beethoven eine Ouvertüre, welche dieser wegen des Honorares gern zusagte. Schon im Frühsommer 1822 war die Einladung erfolgt, aber Beethoven ließ sich Zeit, da die Eröffnung des Hauses erst für den 3. Oktober angesetzt war. Anfangs September ging der Meister mit seinem Neffen Karl und Schindler im schönen Helenental spazieren, als er plötzlich stehen blieb und seine Begleiter bat, vorauszugehen und ihn bei einer bestimmten Stelle (dem heutigen Beethoven-Stein) zu erwarten. Diese willfahrten seinem Wunsche, da sie wußten, was es zu bedeuten habe, wenn der Meister allein sein wollte, und gingen raścheren Schrittes davon. Nicht lange darauf erschien Beethoven an dem bezeichneten Platze, freudig bewegt und mit lächelndem Antlitz.

„Was glaubt Ihr, daß ich inzwischen gemacht habe?"

(Fortsetzung folgt.)

Was Johann Orth hinterließ.

Zum 75. Geburtstags-Gedenktage des Erzherzogs Johann Nepomuk Salvator (Johann Orth) am 25. November 1927.

Von Artur Iger.

(Nachdruck verboten.)

„Zu jung, um für immer zu ruhen, zu stolz, um als bezahlter Nichtstuer zu leben, mußte meine Lage peinlich, ja unerträglich werden. Durch gewiß berechtigtes Ehrgefühl verhindert, um Wiederverwendung im Heere zu bitten, stand ich vor der Alternative: Entweder das unwürdige Dasein eines fürstlichen Müßiggängers weiterzuführen, oder als gewöhnlicher Mensch eine neue Existenz, einen neuen Beruf zu suchen."

Dieses Bekenntnis legte Erzherzog Johann Salvator im Oktober 1889 vor Kaiser Franz Joseph ab. Die Antwort war: die Verbannung aus der österreichisch-ungarischen Monarchie. Sie feuert ihn erst an, den Willen in die Tat umzusetzen. Seine alte Schwärmerei treibt ihn zum „blanken Hans". Mit tausend Fasern zieht es ihn auf das Meer. Von seinem Barbesitz — 70 000 Gulden — kauft er im Frühjahr 1890 den Dreimaster „Santa Margherita" und sticht als bürgerlicher Johann Orth mit drei Offizieren und 21 Mann in See. In Buenos Aires geben die drei Offiziere, zwei Bootsleute und der Koch das Dienstverhältnis auf. Neben einigem Ersatz geht auch ein weiblicher Passagier an Bord: Ludmilla Stubel, seit der Trauung in London „Frau Orth". Der junge Ehegatte ernennt sich selbst zum Kapitän; er will im Auftrage einer Exportfirma eine Ladung Zement nach den La Plata-Staaten bringen und in Valparaiso eine Ladung Salpeter aufnehmen.

Eine knappe Woche nach der Ausfahrt rast in der Nacht zum 21. Juli ein schwerer Orkan. Die Stürme nehmen in jenem Sommer kein Ende; bis in den August hinein währen sie. Der Schiffsherr mit seiner jungen Frau nebst der gesamten Mannschaft blieben verschollen, ja nicht einmal Trümmer des Schiffes oder Reste der Ladung wurden angeschwemmt.

Kein Wunder, wenn die Legende aus dem einstigen Erzherzog einen neuen Fliegenden Holländer formte. Ueberall in der Welt tauchten Gerüchte auf, daß man bald da, bald dort Johann Orth gesehen hätte, ja es gab noch zu Anfang dieses Jahrhunderts hier und da Leute, die, getreu dem Beispiel des falschen Waldemar, sich für den „echten Johann Orth" ausgaben. In den Irrenanstalten der Welt gibt es eine erkleckliche Anzahl davon.

Die Gerüchte und Legenden einerseits und die Tatsache andererseits, daß sich positive Beweise für den Untergang des Schiffes mit allem Lebenden nicht erbringen ließen, hatte das eine zur

Folge, daß sich die Todeserklärung sehr lange hinzog. Sie erfolgte erst im Jahre 1912. Zweiundzwanzig Jahre wartete man also, bis der Tod Johann Orths „amtlich“ feststand. Nun erst konnte die Erbregulierung erfolgen.

In der ersten Oktoberhälfte des Jahre 1913 fand in einem Berliner Kunstauktionshause die öffentliche Besichtigung und daran anschließende Versteigerung all der Kunstgegenstände und Wertsachen statt, die der seltsame Sproß aus dem Hause Toskana in seinen Schlössern Traunsee und Land- und Seeschloß **Orth** bei Gmunden angesammelt hatte. Mit einer gewissen Ehrfurcht besichtigte man damals die Hinterlassenschaft; es war nicht nur das sensationshungrige, sondern auch das künstlerisch interessierte Berlin versammelt. Ganz befriedigt wurde freilich nur — die Sensation. Denn an Originellem, Bizarrem, Absurdem in Kunst und Kunstgewerbe war kein Mangel. Weniger befriedigt blieb der wirkliche Kunstfreund. Es zeigte sich nämlich schon am ersten Tage der Ausstellung, daß der Erzherzog Johann Salvator ein bißchen durcheinander gesammelt hatte. Die wirklich wertvollen Originalbilder verschwanden fast unter der Fülle mehr oder minder guter Kopien und Reproduktionen. Plastiken und Bronzen fehlten fast ganz, und die Möbel zeigten zum großen Teil wenig pflegliche Behandlung.

Das, was Johann Orth zu Lebzeiten zusammengetragen hatte, ging innerhalb weniger Tage in alle Winde. Vieles ging auch über den Ozean. Ueber den gleichen „blanken Hans“, der die „Santa Margherita“ mit Mann und Maus verschlang, ohne je auch nur ein Atom wiedergegeben zu haben.

Berliner Humor.

Folgende Abhandlung über den Humor des Berliners entnehmen wir dem Werk „Wien und Berlin“, eine vergleichende Kulturgeschichte der beiden deutschen Hauptstädte, von **Julius Bab** und **Willy Handl**.*)

„Es ist rührend -- wenn man dran wackelt!“ sagt der Berliner, wenn man auf seine Tränendrüsen drücken, „Abschrauben — vorzeigen!“ wenn man ihn mit Wundergeschichten verblüffen will. er zieht sich beide Mal auf den zuverlässigen Standpunkt der Mechanik zurück. Im Dienste dieser sehr tüchtigen und eigentlich unpoetischen Stimmung steht nun aber — das ist die am meisten kunstverwandte Seite des Berliners — ein erstaunlicher sprachlicher Spieltrieb, eine (wohl vom französischen und vom jüdischen Vorbild gleichmäßig genährte) Lust, im Reichtum der Worte zu wühlen und — wiederum parodistisch — gerade durch Maßlosigkeit des Ausdrucks romantische Illusionen und Wehleidigkeiten zu zerstören, scharfe Anschauung zu geben. Lügen, daß eine Wand wackelt, jemand auf steifem Arm verhungern lassen, — aussehen, wie dem Totengräber von der Schippe gesprungen: das sind solche höchst phantastische und doch sehr anschauliche Berliner Superlative. Wenn ein Berliner die freundliche Ankündigung ergehen läßt: „Mensch! Een Schlag — der zweete wäre Leichenschändung!“, so ist das viel eher als ein Ausdruck blutdürstiger Gesinnung die Paradoie einer großartigen Rauferpose — mit dem Unterton allerdings, daß nötigenfalls sachlich plazierte Prügel keineswegs ausgeschlossen sind. So aus ironischem Wirklichkeitssinn und verschwenderischer Sprachlaune entsteht jetzt der Berliner Volkswitz; er wird Mode bis in die höchsten Kreise. Angelys „Fest der Handwerker“, das noch in so gemütlich-patriarchalischer Weise den Bauherrn und seine Arbeiter konfrontiert, war das Lieblingsstück der zwanziger Jahre, und man erzählte, wie bei einer Hoftafel verspätet der Kronprinz den in solchen Dingen nervösen König mit einer Lieblingsredensart des Maurerpoliers Kluck angesprochen habe: „Meester, darum keene Feindschaft nich“, worauf der König mit einem anderen Zitat des Stückes geantwortet habe: „Na, det weest du doch, Wilhelm, ick bin allemal derjenige, welcher.“ — Seit dieser Zeit kennt die Welt den Berliner Humor, und auch das ist ein Kulturprodukt, auf das eine Stadt stolz sein kann. Bei aller natürlichen Neigung, im Großstadtgetriebe zu verrohen und zu verflachen, hat der Berliner Witz immer wieder seinen schöpferischen Charakter gezeigt und in vielen Nöten, gerade auch der letzten Zeit, höchst heilsam gewirkt. — Im ganzen spricht aus diesem Witz des Eckenstehers Nante und des Rentner Buffey und des unsterblichen Schusterjungen ein gescheites, sicheres und im Grunde anständiges Kleinbürgertum. Gewiß, der sich eben fühlende Großstädter ist ruppig und behandelt besonders den „Provinzialen“ sehr von oben herab. „Daß er“ — heißt es einmal bei Immermann in dem schon erwähnten Roman — „sich am Sitze der Intelligenz befinde, ward ihm bald fühlbar. Denn er war noch nicht zwei Stunden in der Hauptstadt, als er bereits von mehreren Leuten aus der niedrigsten Volksklasse, mit denen er sich in nachfragende Gespräche eingelassen, ein unzweideutiges Verhöhnen seiner provinziellen Einfalt hatte erfahren müssen.“ Trotzdem glaubt man, daß das Volk, wie es jetzt des Berliner Humors Ausgang und Widerhall wird, so ist, wie E. T. A. Hoffmann es nach 1815 sieht, wenn er von des „Vetters Eckfenster“ aus das Treiben auf dem Gendarmenmarkt betrachtet: „Das Volk hat an äußerer Sittlichkeit gewonnen, und wenn du dich einmal an einem schönen Sommertage gleich nachmittags nach den Zelten bemühst und die Gesellschaften beobachtest, welche sich nach Moabit einschiffen lassen, so wirst du selbst unter gemeinen Mägden und Tagelöhnern ein Streben nach einer gewissen Courtoisie bemerken, das ganz ergötzlich ist.“

*) Das vorliegende Werk ist bei der Deutschen Buchgemeinschaft, Berlin SW. 61, Teltower Straße 29, erschienen. Der vierteljährliche Mitgliedsbeitrag beträgt 4,20 M., wofür ein prächtiger Halblederband und vierzehntägig eine illustrierte Zeitschrift portofrei ins Haus geliefert wird. (Prospekte gratis und unverbindlich.)

Der lustige Heiratsmarkt.

Oder die Zeitungsliebe.

(Nachdruck verboten.)

„Gesucht in Herrschaftshaus mit Butterküche eine stramme Frau mit tadellosem, kochkünstlerischem Vorleben. Tüchtigkeit bis ins äußerste, hohe Intelligenz mit Heirat erwünscht.“

*

„Ich war bisher kein Frauenfreund, sondern ein Grübler bis zu grauen Haaren. Nun suche ich aber doch eine liebe Weggenossin zur ewigen Bindung und Ruhe. Bindfaden vorhanden und ebenso willkommen.“

*

„Mein Herz und Haus träumen in Sehnsucht von Frauenliebe. Ich begehre daher das hierzu passende Liebeswesen. Zärtlichkeit, Tugend und mütterliche Kenntnisse selbstverständlich, da großer Kinderfreund. Was ich wünsche, gebe ich ebenfalls. Offerten unter ‚Nur höchste Zärtlichkeit‘.“

*

„Geldheirat! Bedingungen: Geld-, Haus-, Feld-, Wasser-, Park-, Blumen-, Küchen-, Dienstboten- und etwas Herzens-Reichtum. Mein Reichtum ist weibliche Schönheit. Anfragen an ‚Bescheidenheit **vor** Liebe‘.“

*

„Bubikopf, ohne Vermögen, hochintelligent und energisch, schönste prämiierte Beine, rassig und tüchtig, will heiraten. Zweiundzwanzigjährig. Alles an mir ist doppelt zu bewerten. Nur Angebote aus ersten Kreisen; sicherste Stellung, Freiheitssinn, gesellschaftlicher Schliff, ohne Anhang, Bedingung. Vertreter und Anonymes: Papierkorb.“

Febo.

Monte Carlo, das Höllenparadies.

Die Jahresbilanz der **Bank von Monte Carlo** liegt vor: Reingewinn 145 Millionen Francs, — Dividende 125 Prozent (einhundertfünfundzwanzig Prozent). Aber wieviel menschliches Elend, wieviel Verzweiflung, wie manches Menschenleben steht hinter dieser ungeheuren Gewinnausschüttung! Wer dieses südliche Paradies kennt, berichtet erschütternde Geschehnisse. Wie ein Film des Schreckens rollen sich die Bilder ab.

Ein junger Kanadier gewinnt eines Abends 700 000 Francs und — verläßt den Spieltisch. Einer der Anwesenden sagt zu dem Hauptcroupier: „Sehen Sie nur, er geht!“ Der Croupier lächelt mit einem wissenden Lächeln: „Er wird wiederkommen.“ — Er kam auch wieder, doch nur für ganz kurze Zeit. Bald darauf saß er in Nizza im Gefängnis, weil er Schecks ohne Deckung in Umlauf gebracht hatte. Das ganze Geld war — wie gewonnen, so zerronnen. Die alten Worte scheinen doch immer noch ihre Wahrheit behalten zu haben.

An einem der Tische saß ein Blinder und spielte, mit ungeheuer hohen Einsätzen, die allgemeine Aufregung war groß, atemlose Stille, — er gewann und verlor ungeheure Summen, — das Ende war aber, daß er über eine Million Francs verloren hatte. Aber die Bank kann 125 Prozent Dividende geben!

In einem Anfall von Verzweiflung hat kürzlich ein Mann die Spieltische mit Petroleum in Brand gesetzt und sich dann selber getötet.

„Dies sind die **letzten** tausend Francs, die ich in der Welt besitze,“ rief ein anderer und warfmit dramatischer Geste die Banknote auf den Tisch. Niemand achtete auf ihn. Niemand kam auf den Gedanken, dem Ausruf irgendwelche Bedeutung beizumessen. Er setzte seine letzten tausend Francs auf Rot, die Farbe des Lebens, — und Schwarz, die Farbe des Todes, gewann. Er zog einen Revolver und schoß sich durch den Schädel. Sein Oberkörper fiel über den Tisch, die Abendkleider der Damen wurden mit dem Blut des Unglücklichen bespritzt. Der Tisch mußte neu gedeckt werden, ehe das „Spiel“ fortgesetzt werden konnte.

Im Frühling ging ein Engländer, der sein ganzes Geld im Kasino verloren hatte, an der Küste entlang bis nach dem kleinen Badeort Cap Martin. Hier steckte er eine Dynamitpatrone wie eine Zigarre in den Mund und zündete die Zündschnur an. Sein Kopf wurde in Atome zersprengt. Die Leiche wurde mit der üblichen Schnelligkeit begraben, um diesen Selbstmord eines Spielers zu vertuschen, aber die Einzelheiten wurden bekannt, weil die Bewohner von Cap Martin durch die Explosion in der Nacht geweckt worden waren.

Die Behörden von Monte Carlo werden vielfach angegriffen, weil sie bei ihrer Manie, Selbstmorde möglichst zu verheimlichen und zu vertuschen, etwas zu weit gehen. Es kommt vor, daß sie **nicht einmal die Angehörigen benachrichtigen**; auch bleibt der Todesfall ohne jede nähere Untersuchung, so daß **allen Verbrechen Tor und Tür geöffnet sind**. Die ganzen Zustände erscheinen sehr wenig zeitgemäß, aber: 125 Prozent Dividende!

Da Monte Carlo die **internationale Spielhölle** ist, täte der Völkerbund gut, sich einmal mit dieser Höhle des Verderbens zu beschäftigen, denn unzählige Existenzen werden vernichtet, nur weil sie zu schwach sind, der Spielleidenschaft zu widerstehen.

Georg Fredersdorf.

Der Löwe.

Die „Donauzeitung" veröffentlicht folgenden originellen Aufsatz eines vielversprechenden österreichischen Schülers über den Löwen:

„Gestern gingen wir mit unserem Herrn Lehrer nach Schönbrunn. Er hat eine beträchtliche Größe und endet in breiten Tatzen, welche er zurückziehen kann. Sein Gebrüll ist fürchterlich, wenn er schreit. Seine Frau heißt Löwin, weil sie keine Mähne hat und liebt ihre Jungen sehr. Sie bestehen aus vier Beinen und einem Schwanz und kommen alle Jahre einmal zur Welt. Der Löwe ist ein Liebling des Fleisches, er ißt aber auch Buttersemmeln, welche mir meine liebe Mutter mitgab. Er hat diese im Nu verschlungen. Der Wärter fütterte ihn mit einer eisernen Stange. Er imponiert dem Löwen durch seine Augenblicke. Sein Gebiß ist wütend, aber seine Zunge ist rauh. Die Augen sind am Kopfe befestigt und man sieht sie auch bei Nacht, weil die Pupillen rund sind. Der Schwanz ist an der linken Seite angebracht. Er erstreckt sich über ganz Afrika und Asien. Von dort fuhren wir mit der Stadtbahn nach Hause.

Etwas vom Mostrich.

Ein reicher protziger Bauer kommt in die Stadt, zu einer Zeit, als das Dorf noch nicht alle neuzeitlichen Errungenschaften kannte, geht in ein Wirtshaus und läßt sich Essen geben. Er sieht am Nachbartisch einen Mann sitzen und aus einem Näpfchen einen kleinen Löffel voll brauner Salbe auf seinen Teller tun und in winzigen Portiönchen aber sichtlichem Wohlgefallen mit seinem Essen verzehren. Haha, denkt der reiche Bauer, das muß etwas sein, was gut schmeckt, und teuer ist es auch, denn der Stadtfrack ißt nur so wenig davon. Da wollen wir doch mal zeigen, was wir können. „Kellner," ruft er laut, „bringen Sie mich for'n Daler so'n!" — Diese reizende Geschichte erzählt uns Fritz Reuter, der Mecklenburger Dichter, in seinen „Läuschen un Rimels", in denen so viele köstliche Anekdoten stehen.

Das also war die Bekanntschaft des Bauern mit dem Mostrich, diesem merkwürdigen Erzeugnis, das heute auf keinem Tische fehlt und dem man die seltsamsten Eigenschaften nachsagt. Vor allem soll der Genuß von Mostrich sehr günstig auf das Gehirn einwirken. Wer seine Denkfähigkeit anregen und stärken will, muß Mostrich essen. Das hat schon der alte Aeskulap empfohlen, der überhaupt Mostrich als eins der wichtigsten Heilmittel ansah. Nach geschichtlichen Berichten ist der Mostrich schon seit dreitausend Jahren bekannt.

Die Römer verwandten ihn in weitem Maße als Arznei. Sie benutzten ihn für Einreibungen, Umschläge, Brechmittel usw. Sie ließen den Senfsamen auch in einem feurigen Spiritus gären und nannten die erzeugte Flüssigkeit „mustum ardens" — glühender Wein. Aus „mustum" ist das Wort Mostrich abgeleitet.

Schon im dreizehnten Jahrhundert war der Senf oder Mostrich in Europa überall im Gebrauch, damals allerdings in weniger bequemer Form. Die Senfsamen wurden in ihrem natürlichen Zustande auf den Tisch gebracht, und wer sich ihren Genuß verschaffen wollte, mußte sie auf seinem Teller mit Essig oder Wasser zerreiben. Das ist gar nicht so einfach, denn die Samenkörner sind hart und schwer zu behandeln. Manche Leute trugen auch Senfkörner in den Taschen und zerkauten sie. — also ist der Senfsame ein früher Vorgänger des Kaugummis.

Im Jahre 1720 kam eine Engländerin auf den Gedanken, den Senfsamen zu mahlen, wie Weizen gemahlen wird. Ihr Durham-Mostrich wurde rasch berühmt. Nach ihrem Tode stellte ein junger Mühlenbesitzer Mostrich in großem Maßstabe her. Heute ist eine große Industrie daraus geworden.

Es werden in der Hauptsache schwarzer und weißer Senf gebaut, doch ist der sogenannte schwarze Senf der wertvollere. Er erfordert zu seinem Anbau aber guten, schweren Boden. Der beste Mostrich wird nach Ansicht Sachverständiger gewonnen, wenn man weißen und schwarzen Senf mischt; auch fügt man ein wenig feinstes Weizenmehl hinzu, um die Schärfe zu mildern.

Die Senffelder werden abgeerntet, nachdem die Blüten abgefallen sind. Zunächst werden die Samen durch Siebe sortiert und alsdann gemahlen. Die Schalen werden aufgebrochen und das gelbe Pulver daraus gewonnen. Dieses Pulver ist etwas körnig und muß deshalb durch feinste Seide gesiebt werden. Hierauf kommt der Mischprozeß, der jedoch Geheimverfahren ist.

Der Mostrich wird auch heute noch — wie zu Zeiten des seligen Aeskulap — als sehr wertvoll angesehen, weil die Samen mancherlei chemische Substanzen enthalten, die direkt, kräftig aber völlig unschädlich, auf die Organe des Körpers wirken. Auf diese Weise kann Mostrich als eines der besten Verdauungsmittel gelten, die wir haben. Auch als Senfpflaster kennen wir seine wohltätige Wirkung. Und vielleicht geben wir dem Bauern gar nicht so unrecht, wenn er ruft: „Für'n Daler so'n!"

Die Kunst des Verkaufens.

In den Tageszeitungen las man vor einiger Zeit die Geschichte eines Schweden, der während der Inflation klein anfing — und groß wurde, der schließlich seine Angestellten nach Berlin zu einem Festbankett rief und ihnen vom Sport des Verkaufs sprach. Für heutige Verhältnisse mag diese Tatsache erstaunlich und neuartig sein. Das ist sie aber nicht.

Man wird sich noch erinnern, als Ende des vorigen Jahrhunderts die amerikanischen Registrierkassen, die „Nationalkassen", auftauchten und einen überraschend guten und ungeheuer schnellen Absatz in Europa fanden. Trotzdem die Kassen immerhin ein Objekt darstellten, nicht eben billig waren, und vielleicht auch vielfach nicht unbedingt erforderlich. Das Geheimnis dieses Erfolges lag auch nicht darin, daß es sich um ein neues, fremdländisches Produkt handelte, sondern einfach in dem System, das hinter dem Verkauf stand. Nach einem ähnlichen System mag der Schwede mit seinem Staubsauger gearbeitet haben.

Zunächst nahm man sich viel Zeit. Man inserierte nicht, um einigen Hundert Arbeitslosen eine Mappe voll Projekte zu stopfen und sie dann auf gut Glück auf den Hungerweg des „Klingelputzens" zu schicken, sondern man nahm sich die erforderliche Zeit, geeignetes Verkäufermaterial zu suchen, wobei es nicht einmal so sehr auf frühere Erfolge und Einführung des einzelnen ankam. Dieses ausgesuchte Verkäufermaterial berief man nach Berlin in die Vertreterschule. Und auch hier beschränkte man sich nicht darauf, den späteren Verkäufer nur mit der Materie, mit dem zu verkaufenden Objekt voll und ganz vertraut zu machen — in langen Kursen und in intensiver Arbeit mußte jeder der ausgesuchten Herren — gleichgültig, welcher Gesellschaftsklasse er angehörte — an einem „Anstandsunterricht" teilnehmen — Gehen, Essen, Benehmen, Kleidung — das Binden der Krawatte, die Zeiten der einzelnen Anzüge, ob Frack oder Smoking — Handpflege und natürlich Rethorik — alles Dinge, die eigentlich selbstverständlich sind, wurden durchgegangen, gelehrt, geübt. Schlagfertigkeit wurde erprobt. Jede Frage, die einem Verkäufer begegnen konnte, wurde registriert, die richtige Antwort gelehrt. Erst dann, nach Wochen der Ausbildung, entließ die Gesellschaft ihre Vertreter zur praktischen Tätigkeit.

Sie beschränkte sich aber auch nicht auf diese einmalige Ausbildung. Jahre hindurch wurden die Vertreter auf dem Laufenden gehalten, Entgegnungen des mißtrauischen oder kaufunlustigen Publikums wurden gesammelt und mitgeteilt. Und schließlich wurden alljährlich Prämien verteilt, die für den besten Verkäufer eine längere Reise und Aufenthalt in Amerika war, Reisen nach Italien, nach Paris, der Schweiz oder deren Geldwert waren die nächsten. So ausgerüstet und unterstützt, und auch so angeregt, war der Verkauf noch mehr als Sport: war Freude!

Wie Hohn mag das für manchen jungen Menschen heute klingen, der als Vertreter durch die Straßen geht, verkaufen muß, um sein Mittagessen zu haben. Geradezu wie Humanität wirkt hiergegen das System der Amerikaner, und ist doch nur der Beweis gesunden Geschäftsgeistes. Es ist teuer, dieses System. Aber die Kosten werden zehnmal dabei herauskommen.

Wohl gibt es Firmen, große Firmen, die schon lange nach dem gleichen System arbeiten — aber sehr viele haben das „Geheimnis" noch nicht erkannt. Zu ihrem eigenen Schaden und dem der Wirtschaft.

Und so ist es nötig, daß der Erfolg jenes Kaufmanns aus Schweden registriert wird, der trotz Inflation und Absatzlosigkeit der Letztzeit bewiesen hat, daß das eine System immer noch das richtige ist.

Carl Haneberg.

Fröhliche Ecke.

Gierbrot hat das große Los gewonnen und am ersten Abend die Absicht, sich zu amüsieren. Zu diesem Zwecke geht er in die Oper, löst eine Karte, natürlich Loge, wo man so lange Stehvorkeit gehabt hat, und steigt hinein. Unter dem Arm hat alter Tradition ein Stullenpaket, aber diesmal statt Marmelade eine fette Blutwurst.

Die Oper gefällt ihm gar nicht, weshalb er bereits beim ersten Bild sein Paket aufmacht. Die Wurst ist innerhalb von zehn Minuten vertilgt, nur die Haut ißt Gierbrot nicht gern. Deshalb nimmt er sie und legt sie auf die Brüstung. Da liegt sie gut.

Nach dem dritten Bild hat Gierbrot die bestimmte Empfindung, daß er sich bei diesem Stück niemals amüsieren wird, packt den Rest seiner Brote zusammen und verläßt die Loge, um ein anderes Lokal aufzusuchen. Als er gerade die Tür erreicht hat, ruft ihm ein anderer Logenbesucher, der neben ihm saß, etwas nach. Gierbrot guckt sich um. Da deutet der Mensch auf die Brüstung und sagt:

„Sie haben Ihren Blinddarm liegen lassen."

*

Die Ehegatten hatten sich ernstlich gestritten.

Schließlich erklärte die Frau verärgert: „Ich werde zu meinen Eltern zurückkehren!"

„Da hast du Fahrgeld," erwiderte der Ehemann erbittert.

Sie nahm es, zählte nach und schmetterte dann wütend: „Das reicht aber nicht für das Retourbillett."

*

„Warum hast du dir denn so' blödsinniges Gewurschtel auf deinen Hut machen lassen?"

„Das sind doch Rosen, und Rosen liebe ich so."

„Ist das ein Grund? Ich liebe z. B. auch Zigarren, aber laufe ich deswegen mit einer Zigarrenkiste auf dem Kopp rum?"

*

Zu einem berühmten Theaterdirektor kam ein Jüngling mit Mähne und rezitierte.

Der Theatergewaltige ließ sich nicht erweichen: „Das wird nichts, junger Mann!"

Der Gelockte beteuerte: „Aber mich zieht es direkt zu den Brettern!"

„Dann werden Sie Tischler!" dröhnte die Antwort.

Verantwortlich: Hauptschriftleiter Robert Styra, Poznań.